

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Januar 2018



Dr. jur. Cristian Jasch
Fotos: M. Haupt



Von links: Prof. Dr. Mark Rosemann, Prof. Dr. Johannes Tuchel, Prof. Dr. Michael Wildt, Prof. Dr. Sybille Steinbacher, Prof. Dr. Frank Bajohr

Status Quo zur Holocaust-Forschung von Sebastian Rodenfels

Dass das Erinnern an den Holocaust hierzulande ein großes Thema ist, würde wohl so schnell niemand bezweifeln. Öffentliche Gedenkstätten, staatliche und private Initiativen kämpfen auch über 70 Jahre nach Ende des Krieges weiter gegen das Vergessen. Aber wie sieht es eigentlich an den Universitäten aus? Setzen sich Professoren und Studierende eigentlich in angemessenem Maße mit dem Thema auseinander?

Fragen, die sich Experten aus ganz Deutschland im November während einer Podiumsdiskussion im Haus der Wannseekonferenz stellten. Anlass war die kürzlich veröffentlichte Studie zum Status Quo der akademischen Lehre über den Holocaust in Deutschland.

Die Studie stellte anhand von empirischen Daten heraus, dass das Thema an deutschen Universitäten eher eine kleine Rolle in Lehre und Forschung spielt.

Nach der Begrüßung durch Dr. Christian Jasch, dem Leiter des Hauses der Wannseekonferenz, moderierte Prof. Dr. Michael Wildt von der Humboldt Universität die Diskussionsrunde. Der Holocaust-Experte Prof. Mark Roseman von der Indiana University, Bloomington erörterte in einem Vortrag zunächst die Entwicklung der Forschung und Lehre zu dem Thema in den USA und Großbritannien. Hier gelang der Holocaust-Forschung in den 1960er Jahren ein Durchbruch an den Universitäten. Ausschlaggebend waren Forderungen der Studenten, die danach zu wissen verlangten, was in Europa passiert ist. Vor allem überlebende Opfer spielten

Inhalt	
Status Quo zur Holocaust-Forschung	1
Bericht Zeitzeugenprojekt	2
Lebenslauf von Klaus Doil	4
Aus dem Leben von Hermann Pröhl	5
Weniger ist mehr	6
Die „Deutschen Spezialisten“	7
Treffen mit Australiern im Regent-Hotel	9
Gratulationen	10
Suchmeldung	10
Korrektur, unser Umzug	11
Ankündigung, Impessum	12

eine große Rolle, die als Zeitzeugen im Unterricht von ihren Erlebnissen erzählen konnten. Wie Prof. Roseman berichtet, ist die „heiße Phase“ der Holocaust-Forschung in den USA und Großbritannien zwar mittlerweile abgekühlt, doch sieht er weiterhin ein großes Interesse in der Bevölkerung, das sich vor allem in Literatur oder auch Filmen niederschlägt. In der Forschung erkennt er eine Verlagerung des Interesses: Galt in der Vergangenheit alle Aufmerksamkeit dem Völkermord an über 6 Millionen Juden, so betont Roseman, ist die Geschichte, wie die Nazis in Deutschland die Macht ergreifen konnten, heute von immer größerem Interesse. Auch wie es zur Radikalisierung der sogenannten Judenpolitik kommen konnte, werde heute stärker erforscht. Roseman führt diese Umstände nicht zuletzt auf aktuelle politische Geschehnisse in den USA zurück.

Das besondere Interesse amerikanischer Studierender am Holocaust konnte auch Eva Geffers bestätigen. Sie berichtete von den Besuchen der Professoren Granata und Janssen der Fullerton State University L.A., die mit ihren Geschichtsstudierenden 2016 und 2017 hier in Berlin mit Zeitzeugen des Nationalsozialismus und besonders der Gruppe der child survivors Interviews führten. Die ZeitzeugenBörse lud hierzu in die Berliner Landeszentrale für politische Bildung im Amerikahaus ein.

Zur Lage der Holocaustforschung in Deutschland betonte Prof. Dr. Sybille Steinbacher zunächst ein Phänomen, dem alle Teilnehmer ohne Zögern zustimmen konnten: Das Interesse der Studierenden an der Lehre und Forschung zum Thema Holocaust ist weiterhin enorm. Gleichzeitig bedauern Studierende heute das geringe Angebot der Universitäten. Prof. Dr. Frank Bajohr vom Zentrum für Holocaust-Forschung am Institut für Zeitgeschichte in München ergänzt, dass es bei der großen Nachfrage an Angeboten auch ein großes Unwissen gibt. Eine Folge dieses Umstands beschrieb schließlich Prof. Dr. Johannes Tuchel von der Gedenkstätte

Deutscher Widerstand in Berlin. Er weist darauf hin, dass eben auch angehende Lehrer das Thema im Studium nur gering behandeln können. Schon jetzt wissen nur 59% der deutschen Schüler von Auschwitz-Birkenau. Ein Zustand, der schon in der Lehrerbildung an den Universitäten behandelt werden könne. Eine ZuhörerIn betonte später passend dazu, das Thema müsse von den Universitäten ins Land getragen werden. Prof. Dr. Sandkühler von der Humboldt Universität in Berlin sieht allerdings auch zu wenig Vermittlung in Schulbüchern, so finde sich in kaum einem Schulbuch etwas über die Taten der Nazis in Osteuropa. Gleichzeitig sprach er von einer allmählichen Historisierung des Themas Holocaust, die damit einhergeht, dass die letzten Zeitzeugen versterben. Somit stehe das Thema mit anderen wichtigen Themen in Konkurrenz, etwa der Kolonialisierung, die Studierende ebenfalls interessieren.

Einen Grund für das geringe Angebot können die Experten nicht ausmachen. An deutschen Universitäten fehlte es lange an Expertise. Man habe das Thema lange als „unwissenschaftlich“ angesehen und die Forschung den Gedenkstätten überlassen. Daraus ergab sich schließlich auch eine Forderung für die Zukunft: Gedenkstätten und Universitäten sollten mehr zusammenarbeiten, wobei die Holocaustforschung nicht zu einem Vehikel der Moralerziehung werden dürfe. Ebenfalls können die Experten nicht eine Lösung anbieten. Eine einfache Quantifizierung des Angebots reiche jedenfalls nicht aus.

Bericht Zeitzeugenprojekt Von den Schülern des Werner-von-Siemens Gymnasiums in Nikolassee

Am ersten Projekttag wussten wir nicht, was uns erwarten würde, und wir hatten auch keine Vorstellung von der Arbeit mit Zeitzeugen. Unsere Erwartungen waren sehr verschieden: Während einige das persönliche Gespräch mit Zeitzeugen reizte,

so war für andere das Kennenlernen einer geschichtlichen Epoche mehr von Interesse. Letztere sollten bei unserem Besuch in der Topographie des Terrors auf ihre Kosten kommen. Persönlich hatten wir wenig bis gar keine Erfahrung mit Zeitzeugen, und bis auf die Geschichten der Großeltern waren uns die Einzelschicksale von Menschen dieser Zeit wenig bekannt.

Zum Glück sollte sich das mit diesem Projekt ändern, da wir die letzte Generation sind, die noch die Möglichkeit hat, Zeitzeugen der NS-Zeit zu befragen.

Aus eben diesem Grund stand für unsere Vierergruppe schnell fest, dass wir unser Zeitzeugeninterview eben diesem Thema der NS-Zeit widmen wollten. Diese Entscheidung wurde durch den Besuch in der Topographie des Terrors nur bekräftigt, da wir hier die Möglichkeit hatten, uns in einem Workshop mit jenen Einzelschicksalen auseinander zu setzen. Leider war meine Großmutter, die schon zuvor mehrfach als Zeitzeugin in der Schule berichtete, kurz zuvor erkrankt, und unser anderer Zeitzeuge Herr Speidel war ebenfalls ins Krankenhaus gekommen. Glücklicherweise konnte uns die Zeitzeugenbörse aus der Klemme helfen und uns Herrn Walter Sylten vermitteln. Vorab informierten wir uns über dessen Geschichte:

Walter Sylten war der Sohn eines evangelischen Pfarrers, Werner Sylten, der, da sein Vater zum Christentum konvertiert war, nach den Nürnberger Rassegesetzen zum „Halbjuden“ erklärt wurde. Somit war Walter Sylten ein „Vierteljude“, obwohl er als Sohn eines Pfarrers christlich erzogen worden war.

1941 wurde sein Vater ins KZ Dachau gebracht, nachdem er zunächst von der Gestapo verhaftet wurde. Walter Sylten schrieb seinem Vater im KZ regelmäßig, und sein Vater schrieb alle zwei Wochen zurück. Aber am 26. August 1942 wurde Werner Sylten in

einem Krankentransport von Dachau in die Tötungsanstalt Hartheim bei Linz überstellt und dort ermordet. Die Briefe kamen nicht mehr. Walter Sylten und sein vier Jahre älterer Bruder Reinhard waren jetzt Vollwaisen.

Über diese Erfahrungen, die für uns in der heutigen Zeit unvorstellbar sind, berichtete uns Walter Sylten vor der Kamera sehr lebhaft.



Walter Sylten mit Schülern der Projektgruppe

Am 27.03.2017 luden wir Walter Sylten ins WvS ein, und wir waren sehr positiv überrascht, als dieser auf dem Fahrrad in die Schule kam, was wir von einem Menschen des Jahrgangs 1930 nicht erwartet hätten. Herr Sylten war sehr aufgeschlossen, und wir filmten mit ihm über 60 Minuten Videomaterial, was uns vor das Problem stellte, diese Masse an interessanten Berichten nun in eine Länge zu schneiden, die die Aufmerksamkeitsspanne eines normalen Schülers der 10. Klasse nicht zu sehr übersteigt. Andererseits wollten wir auch von diesem Bericht nicht viel weglassen. So entschieden wir uns dazu, eine kompakte Version zusammen zu schneiden, die in Kürze das Wichtigste zusammenfasst und eine längere Version, in der wir das gesamte Interview abspielten, so dass man auch die gesamte Geschichte von

Walter Sylten hören kann, da diese durchaus hörensweet ist.

Lebenslauf von Klaus Doil Von Manfred Leithold

Am 16.11.2017 stellte sich **Klaus Doil** im HALBBKREIS der ZeitZeugenBörse vor.

Er wurde 1944 in Dramburg/Pommern geboren. Infolge der Kriegereignisse musste die Familie Pommern verlassen und flüchtete nach Berlin, wo Klaus Doil im Ostteil der Stadt seine Kindheit und Jugend verbrachte und wo er auch heute wieder seinen Lebensmittelpunkt hat.

Schon als Kind hatte Klaus gern gesungen. Deshalb war es für ihn ein großes Glück, als er 1956 zusammen mit anderen Jungen seines Alters im Berliner Ensemble in einem Brechtstück als Sänger auftreten durfte. Leider bereitete nach ca. einem Jahr der Stimmbruch seiner ersten Bühnenkarriere ein Ende, aber der Wunsch, als Sänger auf der Bühne zu stehen, war noch größer geworden. Doch zunächst machte er von 1961 bis 1963 eine Ausbildung als Koch. Parallel dazu nahm er regelmäßig Gesangsunterricht. Nach Abschluss der Lehre arbeitete er zunächst in seinem erlernten Beruf. Doch diese Tätigkeit ließ eine gleichzeitige Gesangsausbildung wegen der unregelmäßigen Arbeitszeiten nicht zu. Er fand Arbeit als Werbeassistent am Friedrichstadtpalast, wo er nebenher seine gesangliche Bildung fortsetzen konnte. 1968 bestand er einen Test im „Haus der jungen Talente“ und durfte an einer 12-monatigen Ausbildung für Gesang und Tanz teilnehmen. Er bestand die Abschlussprüfung und erhielt einen Berufsausweis als freischaffender Künstler. Zunächst bekam er keine Auftritte von der „Konzert- und Gastspiieldirektion“ vermittelt.

Später durfte er zusammen mit bekannten DDR-Künstlern in Ungarn, Polen, der CSSR und der UdSSR auftreten. Die Höhe seiner

Gage war genau festgelegt. Die Auftrittserlaubnis sah verschiedene Tarifgruppen vor, in die jeder eingeteilt wurde. Pro Auftritt gab es zwischen 90 und 170 M, bei längeren Vorstellungen auch mehr. Auslandstourneen wurden meist großzügiger bezahlt.



Klaus Doil

Foto aus dem Privatbesitz von Klaus Doil / Costa Victoria

Klaus Doil wurde nie einer der ganz großen Stars der DDR. Das hatte teilweise politische Gründe. Er kleidete sich zu westlich, sang die „falschen“ (westlichen) Lieder, wurde deswegen denunziert und eckte bei Heinz Quermann an, der in der DDR über die Kunstszene herrschte. Aber er glaubt heute auch, dass er sich eher auf ein bestimmtes Musikgenre hätte festlegen müssen, um seinen Bekanntheitsgrad zu erhöhen.

1988 erkrankte Klaus Doil schwer und musste deswegen seine künstlerische Laufbahn aufgeben. Er wurde erst Küchenleiter, dann Barmitarbeiter im Friedrichstadt-Palast. Von 1990 bis 1998 betrieb er in Oranienburg bis zu seinem Renteneintritt ein eigenes Café.

Trotz mancher Rückschläge, die er hinnehmen musste, blickt Klaus Doil gern auf sein

bisheriges Leben zurück, weil es ihm viele interessante Begegnungen und Erlebnisse ermöglichte.

Aus dem Leben von Hermann Pröhl Von Dietrich Raetsch

Im letzten Gesprächskreis des Jahres 2017 hat uns **Hermann Pröhl** aus seinem Leben als Grenzsoldat der DDR-Grenztruppen facettenreich berichtet.

Der inhaltliche Höhepunkt war die erfolgreiche Flucht in die BRD.

In einem kurzen biografischen Abriss begann er zu schildern, wie sein 1947 begonnenes Leben in der Nähe von Zeitz verlief.

Zu seiner Tante, die in West-Berlin wohnte, hatte er enge familiäre Beziehungen und verbrachte seine Schulferienzeiten oft bei ihr.

An den letzten Besuchstag bei dieser Tante erinnerte er sich besonders, denn es war der 12. August 1961. Nach der am 13. August erfolgten Grenzschießung äußerte sich seine Tante dahingehend, wenn sie das gewusst hätte, hätte sie den Jungen dabehalten.

Diese enge Bindung zur Tante ließ in ihm früh den Wunsch reifen, sein zukünftiges Leben im Westen zu verbringen.

Seinem Begehren, nach Einberufung zur Marine zu kommen (die Uniform machte etwas her), wurde nicht erfüllt. Das wäre nur über eine Verpflichtung zu einer 3-jährigen Dienstzeit möglich gewesen. So kam Plan B zur "Anwendung".

Die 18-monatige Wehrpflichtzeit konnte auch bei den Grenztruppen ableistet werden. Die zukünftigen Grenzer wurden vor Einberufung durch den Abschnittsbevollmächtigten der Polizei und durch Stasi-Recherchen auf ihre politische Tauglichkeit überprüft.

Am 02.05.1967 erfolgte die Einberufung in das Grenzausbildungsbataillon nach Dingelstedt Kr. Halberstadt. Im Gegensatz zu einer sechswöchigen Ausbildung bei den anderen Waffengattungen der Volksarmee betrug hier die Ausbildung sechs Monate. Diese lange Zeit war nötig, um die jungen Rekruten nicht

nur militärisch auszubilden, sondern durch intensiven und umfangreichen Politunterricht (unter Soldaten "Rotlichtbestrahlung" genannt) den klassenmäßigen Standpunkt zu festigen, um dem "Klassenfeind" ideologisch überlegen zu sein.

Der Grenzeinsatz erfolgte dann in Hötensleben in der Nähe von Helmstedt(West) / Marienborn(Ost). Bereits am ersten Tag teilte ihm sein Postenführer mit, dass dieser sich erst einmal ausschlafen müsse, da er am Vorabend beim Abschied seines Vorgängers intensiv getrunken hätte. Der Hinweis, wenn er flüchten wolle, sollte er das nicht in seiner Gegenwart tun, erfolgte gleich in der ersten Einsatznacht.

Die Aufregung und die Anspannung, nun direkt an der Grenze zu sein, war groß. Vom ersten Tag an schmiedete er Pläne, wie seine lange geplante Flucht zu organisieren sei.

Es gab Kontaktaufnahmen durch westdeutsche Zöllner, was streng verboten, aber bei Stillschweigen der Beteiligten möglich war.



Hermann Pröhl

Foto: Privatbesitz

Zu einem Fußballturnier in seinem Heimatort wollte und wurde er eingeladen. Da die Gastmannschaft aus Westdeutschland kam, was bei der Einladung tunlichst nicht erwähnt wurde, kam es zu einem vertraulichen Gespräch mit dem Vereinsvorsitzenden der Westmannschaft, in dem deutlich kundgetan wurde, dass er fliehen wolle. Er übergab ihm

eine Skizze des DDR-Reichbahnnetzes, weil Hötensleben ein Ort in der 500-m-Sperrzone lag und in sehr wenigen Landkarten nur zu finden war. Der Vereinsvorsitzende sollte den Bundesgrenzschutz in Hannover oder Braunschweig informieren, dass in der Zeit von Mai bis Ende August in Hötensleben eine Flucht stattfinden würde. Erkennungsmerkmal: Sommerkäppi um 90Grad gedreht auf dem Kopf. Auch in einem Brief an seine westdeutschen Verwandten teilte er seine Fluchtab-sichten mit.

Wie groß mag der Schutzengel gewesen sein, der bei so viel Naivität die Sache nicht hat platzen lassen!

Beim ersten Versuch sollte sein Postenführer mit Schlaftabletten "kampfunfähig" gemacht werden. Der Versuch wurde verworfen, da sich die Tabletten nicht rückstandslos auflösten. Erst im dritten Versuch gelang die Flucht einem Kameraden, der sich spontan zur Flucht überreden ließ. Die Ernsthaftigkeit seines Begleiters erwies sich darin, dass dieser oben auf dem 3,20 m hohen Metallgitterzaun angekommen, dem Fluchtkameraden seine Hilfe zum Übersteigen anbot.

Die Flucht gelang unverletzt.

Die Wege der beiden in der neu gewonnenen Freiheit verliefen gegensätzlich.

Trotz einiger aus meiner Sicht vorhandenen Ungereimtheiten (ich war zur gleichen Zeit Grenzsoldat), hat mich diese Schilderung sehr daran erinnert, was wir Deutsche beiderseits der Grenzen mit uns haben anstellen lassen.

Weniger ist mehr!

Von Bastian Hillengass

Im August übernahm ich kurzfristig einen Sprachkurs zu Themen der Landeskunde an der Neuköllner DeutSCHule. Zu dem Themenkomplex „Flucht von Ost nach West“ plante ich, mit dem Kurs den Mauerweg entlang zu spazieren, und am nächsten Tag sollte uns ein Zeitzeuge besuchen kommen.

Ich kontaktierte das Zeitzeugenbüro und Frau Swinke vermittelte mir Herrn Meinhard Schröder. Ich bat ihn, mir zunächst seinen Lebenslauf zuzusenden, um im Anschluss genaue Themen für die Sitzung zu vereinbaren. Bisher hatte sich dieses Vorgehen bewährt, um zu wissen, welche Themen im Gespräch eine Rolle spielen würden und um die Teilnehmer sprachlich besser vorbereiten zu können.

Die Antwort kam und ich erfuhr, dass Herr Schröder 1943 in Schwerin geboren wurde, sich dort in der Landeskirche engagiert hatte und mit seiner Familie aus der ehemaligen DDR (allerdings gegen seinen Willen) nach West-Berlin geflohen war. Allerdings erfuhr ich aus seinem Lebenslauf auch, dass er erst kürzlich ein Buch mit dem Titel „Mein 2. Juni 1967 – Von der Studentenrevolte zum Kleingärtnerprotest“ veröffentlicht hatte. „Interessant!“, dachte ich mir. Da ich bereits mehrere Zeitzeugen zum Thema der deutschen Teilung kennengelernt hatte, bemerkte ich, wie dieser zweite Themenkomplex meine Neugier weckte. Ich dachte darüber nach, wie sich beide Themenstränge vielleicht miteinander kombinieren ließen. Natürlich war das didaktisch wenig sinnvoll: Beide Themen sind sehr verschieden, die Zeit, um über ein Thema zu reden, war eh schon knapp bemessen und natürlich wäre das jeweilige Vorwissen zu beiden Themen ein ganz anderes gewesen.



Herr Schröder mit Schülern Foto: Bastian Hillengass

Zum Glück wies mich der geschulte Zeitzeuge auf diesen Irrsinn hin. Er riet mir strikt davon ab, beide Themen in einer Sitzung besprechen zu wollen. Er verwies auf andere Zeitzeugeneinsätze, bei denen bereits ein Thema ohne weiteres eine ganze Stunde ausfüllte. Natürlich hatte er Recht. Aus vergangenen Zeitzeugenbesuchen hatte ich bereits gelernt: Weniger ist Mehr! Diese einfache Formel gilt insbesondere für Sprachlerner: Es müssen Wörter neu eingeführt und erklärt werden. Begriffe, die der Zeitzeuge verwendet, sollte man an der Tafel mitschreiben. Den Zeitzeugen sollte man (bereits vor dem Treffen) explizit darauf hinweisen, dass er langsam und deutlich sprechen muss. Der Kursleiter sollte das Gesagte in eigenen Worten nochmals zusammenfassen. Auch eine Pause während des Zeitzeugeneinsatzes kann helfen. Die Teilnehmer können sich in dieser Zeit untereinander verständigen und ggf. mit dem Zeitzeugen selbst in Kontakt treten. All das braucht jedoch mehr Zeit, als wenn man zum Beispiel nichts anschreibt, schnell spricht oder eben keine Pause macht.

Zum Glück hatten wir - Dank des Widerspruchs des Zeitzeugen - genügend Zeit. Wir begannen - chronologisch - und sprachen über seine Kindheit und Jugend in der DDR. Von Interesse waren zum Beispiel die Westpakete, die er von Seiten seines Vaters zugesandt bekam. Der große Wendepunkt war natürlich seine Flucht in den Westen. Interessant war hier natürlich zu hören, warum er selbst eigentlich nicht fliehen wollte.

Im Anschluss kamen wir dann auf Schröders Zeit in Westdeutschland zu sprechen. Wir sprachen über seine Ausflüge nach Ost-Berlin und über seine Kontakte, die er weiterhin in die DDR hinein pflegte. Der Besuch war eine runde Sache! Die Teilnehmer waren begeistert und konnten bestärkt darin, etwas mehr über die deutsche Geschichte gelernt zu haben und einen Schritt im Deutschlernen weitergekommen zu sein, den Zeitzeugen verabschieden. Aus

diesem Zeitzeugeneinsatz habe ich mitgenommen, wie das eigene Interesse manchmal einem im Weg stehen kann.

Die „Deutschen Spezialisten“

Dr. Harald Jancke

Im Jahre 2010 habe ich in der ZeitZeugen-Börse einen Vortrag über meine persönlichen Erlebnisse in der Zeit von 1946 bis 1952, als unsere ganze Familie in die Sowjetunion verbracht worden war, gehalten. Die Erinnerungen eines 5 bis 11 Jährigen und die Familienbriefe aus dieser Zeit hatten sich bei mir zu einem bunten Bild jener Jahre zusammengefügt und das konnte ich bei diesem Vortrag (Zeitzeugenbrief August 2010) darstellen.

Jetzt, am 28. September 2017, sieben Jahre später, bekam ich nun die Gelegenheit, den politischen und technischen Hintergrund dieser Verschleppungsaktion der Russen zu beleuchten, eine Geschichte aus der Nachkriegszeit, als die Sieger über Deutschland sich daran machten, Nutzen aus ihrem Sieg zu ziehen, Deutschlands hochentwickelte Kriegsindustrie so weit wie möglich technisch auszubeuten und den jeweils anderen Alliierten den Zugang zu dieser modernen Technik zu verwehren. Das Kapitel der monetären Reparationen Deutschlands an die Siegermächte musste ich ausklammern, weil die Informationen dazu zu ungenau und widersprüchlich in der mir zugänglichen Literatur dargestellt werden. Sicher ist, dass im 2+4-Vertrag 1991 alle Reparationen als abgegolten erklärt wurden.

In der Jalta-Konferenz (Februar 1945) war beschlossen worden, dass Deutschland nach dem Krieg in Besatzungszonen aufgeteilt werden sollte. Als eine Folge dieser Festlegungen bombardierten amerikanische Bomber kriegswichtige Ziele, die zukünftig unter sowjetischer Oberhoheit stehen würden (z.B. Oranienburg am 15.3.1945).

Der Kriegsverlauf änderte dann die Situation, denn die Truppen der Westalliierten stießen

bis weit in den Bereich vor, der als sowjetische Besatzungszone vorgesehen war. So waren Teile von Mecklenburg, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen von April bis Anfang Juli 1945 anfänglich in angloamerikanischer Hand. Das wurde ausgenutzt, um wichtige Industriebetriebe zu durchsuchen und Apparate, Anlagen, schriftliche Unterlagen und Fachleute zu requirieren, ehe die Rote Armee diese Gebiete besetzt. Analog, nur spiegelbildlich, verhielt es sich in Berlin, von dem der Westteil für die Westalliierten vorgesehen war. Aus den Instituten der TH Charlottenburg, der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und Einrichtungen von Siemens, AEG, Telefunken u.a. wurden bis zum Juli Teile in den zukünftigen Ostteil verlegt oder gleich in die UdSSR verbracht.

Der Gesamtwert, der bis 1953 aus der SBZ Richtung Osten abgeführt wurde, d.h. Demontagen, Entnahmen aus der laufenden Produktion und die Leistungen deutscher Arbeitskräfte, wird auf etwa 30% der gesamten Wirtschaftskapazität geschätzt, dagegen wurde der Westteil nur mit 3% belastet. Hinzu kommen noch die Werte aus der Beschlagnahme von Sach- und Kunstschätzen durch die Rote Armee und der Nutzen aus dem Uranbergbau als Wismut A.G.

Größtes Interesse bestand für die Siegermächte in der Aneignung der Forschungsergebnisse für einen möglichen Bau einer Atombombe in Deutschland. Die USA waren mit dem Bau der Atombombe („Manhattan-Projekt“) allerdings deutlich überlegen und so waren sie nur an der Befragung der in Farm Hall internierten deutschen Atom-Wissenschaftler (Hahn, Heisenberg, v. Weizsäcker u.a.) interessiert und daran, dass diese den Bereich Westdeutschlands nicht verlassen durften. Die Sowjetunion deportierte eine Reihe namhafter Wissenschaftler, insbesondere aus den Forschungseinrichtungen in Berlin-Dahlem (v. Ardenne, Thiessen u.a.) der TH Charlottenburg (G. Hertz) und der Auer-Gesellschaft (N. Riehl) zusammen mit ihren Institutseinrichtungen in die SU und

setzte sie im sowjetischen Forschungsprogramm für den Bau einer Atombombe ein. In Suchumi wurden wesentliche Erkenntnisse zur Anreicherung von Uran (235) erarbeitet. Der Bau der ersten Atombombe war allerdings eine sowjetische Leistung, wenn auch auf der Spionage der amerikanischen Arbeiten beruhend. Die Atom-Wissenschaftler und ihre Familien durften bis 1958 nach Österreich, in die BRD oder in die DDR zurückkehren.

Der Raketenbau hatte in Deutschland eine führende Stellung erlangt. Die USA erbeuteten bis Juli 1945 in Nordhausen etwa 100 fertige V2-Raketen und ca. 20t Betriebsunterlagen. Innerhalb der Programme „Overcast“ und „Paperclip“ kamen etwa 500 Raketen-Fachleute in die USA, wo sie mit Wernher v. Braun an der Spitze im Raketen-Programm der USA eingesetzt wurden, was schließlich zur Rakete Saturn V für die Mondlandung 1969 führte.

Nachdem die sowjetische Besatzungsmacht das Gebiet des Südhazes übernommen hatte, bauten Raketen-Fachleute unter der Leitung von Sergei P. Korolev und Helmut Göttrup, einem ehemaligen Mitarbeiter v. Brauns die Zentralwerke Bleicherode auf und produzierten dort wieder V2-Raketen. Am 22. 10. 1946 wurden dann Wissenschaftler und Techniker aus dem Bleicheroder Werk in die UdSSR auf die Insel Gorodomlja gebracht, um für die Sowjetarmee Raketen zu bauen. 1953 erfolgte die Rückführung.

Der Flugzeugbau hatte in Deutschland eine lange Tradition. Als im Versailler Vertrag der Flugzeugbau in Deutschland verboten wurde, erfolgte die Weiterentwicklung in der Sowjetunion. Die hochentwickelte Flugtechnik wurde nach 1933 in Deutschland zur Kriegsvorbereitung ausgebaut und mit den modernsten Bombern im Spanischen Bürgerkrieg („Legion Condor“) eingesetzt. Nach der Erfindung der Strahltriebtechnik 1939 wurden noch im Krieg Düsenflugzeuge gebaut, denen nur die Westalliierten entsprechende leistungsfähige Typen entgegensetzen konnten, die schließlich die Lufthoheit erlangten. Nach dem Krieg war die Rote Armee

an der deutschen Flugzeugtechnik interessiert. Aus den Resten der Flugzeugwerke von Junkers, Heinkel, Siebel und Arado wurden sechs Zentren des Flugzeugbaus in der SBZ aufgebaut, die bis Herbst 1946 Flugzeuge für die Sowjetunion produzierten und entwickelten. Am 22.10.46 wurden auch die Flugzeugbauer selbst in die SU deportiert. An zwei Standorten wurden Produktionsstätten für den Zellenbau (Podberesje 120 km nördlich Moskau) und Triebwerksbau (Uprawlent-scheski an der mittleren Wolga) eingerichtet. Aus diesen Arbeiten ist später in Sowjelowo die „150“ entstanden, die nach der Rückkehr der Spezialisten 1954 als erstes ziviles Düsenflugzeug Deutschlands „B152“ bis 1963 in Dresden weitergebaut wurde.

In Podberesje habe ich in der Kolonie von ca. 1600 Deutschen Teile meiner Kindheit verbracht und viele der Fragen in der abschließenden Diskussion bezogen sich darauf. Kurz konnte ich so erläutern, dass wir ein verhältnismäßig gutes Verhältnis zu den Russen in unserer dörflichen Umgebung hatten, dass es eine deutsche Schule mit russischen und wenigen deutschen Lehrern gab, dass die Versorgung nicht besonders gut aber doch ausreichend war und dass die Informationen aus Deutschland außer aus dem schwierigen privaten Briefwechsel aus Sendungen im Radio und der „Täglichen Rundschau“ stammten. Ich selbst denke noch immer gerne, vielleicht etwas verklärt, an diese meine Kinderzeit zurück.

Treffen mit Australiern im Regent-Hotel Von Jutta Hertlein

Im Spätsommer 2017 sprach Siegfried Kaiser, Jahrgang 1936, im Regent Hotel vor zwölf Senioren aus Australien über seine Erinnerungen an das Dritte Reich, die DDR und die Nachwendezeit. Zwei Dolmetscherinnen vermittelten zwischen ihm und den interessierten, schon vorab gut informierten Gästen. Die DDR-Jahre betrachtet er, selbständiger Fleischermeister wie sein Vater und heute

sein Sohn, dank seiner weitgehenden Unabhängigkeit aus einer ungewohnten Perspektive.

„Einer meiner frühesten Kindheitseindrücke war die Abholung einer jüdischen Familie aus unserem Wohnhaus. Der jüngere Sohn und ich waren gleichaltrig und befreundet, aber schließlich wollte er nicht mehr mit mir spielen, was ich gar nicht verstand. Vor unserem Haus in der Wolliner Straße hielt ein Lkw, er und seine Mutter mussten einsteigen. Dabei wurden sie korrekt behandelt. Der Vater, ein Schneidermeister, war anscheinend schon vorher abgeholt worden. Dem älteren Sohn gelang 1939 die Flucht nach Israel. 1956 hat er uns als Offizier der israelischen Armee besucht, auch um noch einmal die Wohnung seiner Kinderzeit zu sehen.

Bei Kriegsende, als Neunjähriger, unterstützte ich so gut es ging meine Mutter, die umgehend unseren Betrieb wieder öffnete und bis zur Heimkehr meines Vaters aus Kriegsgefangenschaft allein führte. Zwischen Ost-Berlin, wo wir wohnten, und dem 200 Meter entfernt beginnenden Westteil konnten wir uns damals frei bewegen und zum Spielen auf den Vinetaplatz gehen. Ich wurde in West-Berlin konfirmiert und ging später für eine Ost-Mark oder 25 West-Pfennig im Westen ins Kino, viel lieber als in die Ost-Filme, die wir erst viel später schätzen lernten. Über den amerikanischen Soldatensender AFN und den RIAS war man über die aktuellen Schlager bestens informiert. Gleichzeitig kursierten Spottverse auf die Nachkriegs- und DDR-Verhältnisse: „Verzeihen Sie mein Herr, fährt dieser Zug nach Kötzschenbroda? - Ja, er fährt vielleicht, wenn's mit der Kohle noch reicht“ - nach der amerikanischen Melodie „Chattanooga Choo Choo.“

Im Sportverein hörte ich, dass jemand mit seinem Motorrad in die Schweiz gefahren war. 1957, mit 21, kaufte ich mir ebenfalls eins, beantragte bei der zuständigen Stelle eine Reisegenehmigung nach Hamburg und kam problemlos hin und zurück.

Bis zum Mauerbau 1961 arbeiteten viele Ost-Berliner im Westteil und erhielten einen Teil

des Gehaltes oder Lohns in Westmark. Für unseren Betrieb, der nur Ostgeld zahlen konnte, war es daher schwierig, Arbeitskräfte zu finden. Insofern besserte sich für uns und viele andere Betriebe im Ostteil der Stadt anschließend die Lage. Die Löhne stiegen und es war ein gewisser Aufschwung zu spüren, der aber nicht anhielt. Nach dem Mauerfall litt unser Betrieb zeitweise darunter, dass die Kunden wegblieben, weil plötzlich nur noch Westware angesagt war.

Zwei Drittel meines Lebens habe ich in totalitären Gesellschaftsformen verbracht, dann erst in einer Demokratie. Angeeckt bin ich nirgends, ich habe die Gesetze beachtet und fand öffentliche Anerkennung in meinem Be-

ruf. 1984 berichtete die ZDF-Sendung „Kennzeichen D“, also das eigentlich offiziell geächtete West-Fernsehen über unseren „guten und sauberen Betrieb“, ohne dass es „von oben“ Reaktionen gab. Meine Kinder sind getauft und konfirmiert, auf die Frage „Hast du denn gar keine Angst“ sagte ich „Was soll mir denn passieren?“ Den Pfarrer der Zionskirche, wo eine Umweltinitiative Flugblätter druckte und die von der Stasi beobachtet wurde, habe ich gut gekannt. Mit dem DDR-Slogan „Sozialismus ohne Beziehungen ist wie Marktwirtschaft ohne Geld“ schloss ich meinen Vortrag ab, hatte die Lacher auf meiner Seite und wurde mit einem herzlichen Händedruck verabschiedet.“

In eigener Sache

❀❀❀❀❀❀ Gratulationen ❀❀❀❀❀❀

Wir gratulieren allen im Januar geborenen Zeitzeugen und Zeitzeuginnen

Edith Badstübner, Ingrid Dennull, Harald Jancke, , Norbert Jaeschke, Margit Korge, Peter Mosler, Waltraud Niebank, Manfred Omankowsky, Dietrich Raetsch, Clemens Rufer, Kaspar-Mathias von Saldern, Horst Selbiger, Eva Tetz, Manfred Wenzel, Jürgen Werner

Liebe Zeitzeugen und -innen,

wenn sich bei Ihnen ein Anfrager/Nutzer meldet, ohne die dem Auftrag zugehörige Vermittlungsnummer nennen zu können, sollten Sie hellhörig werden. Es ist dann davon auszugehen, dass der Auftrag NICHT in unserer ZeitZeugenBörse bearbeitet und registriert wurde. Genau das gilt es zu vermeiden, denn unsere Daseinsberechtigung als ZZB, und damit auch Ihre Rolle als mitwirkende Zeitzeugen, wird durch diese Vorgehensweise in Frage gestellt.

Deshalb bitten wir Sie, bei direkten Anrufen von Nutzern darauf hinzuwirken, dass der Auftrag auch im Büro der ZZB gemeldet wird. So sichern Sie uns, Ihnen und den immer wieder neu zu uns stoßenden Zeitzeugen auch in Zukunft eine Chance!

Ihr Vermittler-Team

Suchmeldung

Nr. 227/17: Für eine Ausstellung im Militärgeschichtlichen Museum Gatow werden Zeitzeugen zum Thema: Luftbrücke (ehemaliges Personal u. Kinder die Süßigkeiten von Rosinenbomben "ergatterten" usw.) gesucht.

Da sich der **70. Jahrestag der Berliner Luftbrücke** nähert, rechnen wir vermehrt mit Anfragen dazu. Wir bitten daher die Zeitzeugen, die in den Jahren 48/49 die Luftbrücke miterlebt haben, z. B. Lebensmittel erhalten haben, auf den Flughäfen tätig waren oder anderes zum Thema zu berichten haben, sich telefonisch oder per E-Mail bei uns im Büro zu melden.

Korrektur

Die im letzten ZeitZeugenBrief vorgestellte neue Zeitzeugin heißt Renata Behnert und ist 1946 geboren.

Unser neues Büro im Wedding

Wir sind ins Afrikanische Viertel im Wedding umgezogen und ab Mittwoch, den 3. Januar 2018 zu unseren Bürozeiten Montag/Mittwoch/Freitag in der Zeit von 10-13 Uhr zu erreichen.



Blick in die Togostraße, gleich rechts die Nummer 74

Foto: Geffers

Wir wünschen allen Lesern und Leserinnen einen guten Start ins neue Jahr.

Die Redaktion dankt allen Autoren und Autorinnen der Monatsbriefe für eine gute Zusammenarbeit.

Ankündigung

Veranstaltung am Donnerstag, den 25. Januar 2018 um 15 Uhr

„Gemeinschaftsfremde“ Vortrag von Dr. Wolfgang Benz

„Kontinuitäten der Ausgrenzung und der zwangsweisen Erziehung zur Konformität waren allen deutschen Gesellschaften vor, während und nach der NS -Zeit gemeinsam. Umerziehungs- und Ordnungsdanken von politischen Instanzen, sozialen Einrichtungen und Erziehern sind systemübergreifende Phänomene. Unterschiede bestanden darin, dass Gewalt, Missbrauch, Demütigung teilweise »nur« ignoriert oder stillschweigend geduldet, teilweise aber aus Staatsräson verübt wurden“ *).

Auch heute noch ist die Abweisung bestimmter Menschengruppen (wie z.B. von Flüchtlingen, Muslimen u.a.) in einigen politischen Gruppierungen (z.B. der AfD) besonders auffallend.

Über aktuelle politische Strömungen in Deutschland werden wir mit Herrn Prof. Dr. Wolfgang Benz, dem ehemaligen Leiter des Instituts für Antisemitismusforschung, diskutieren und die Erfahrungen von Zeitzeugen einbringen.

*)Lit. Wolfgang Benz, Barbara Distel (Hrsg.) „Gemeinschaftsfremde“ Zwangserziehung im Nationalsozialismus, in der Bundesrepublik und der DDR. Berlin 2016, Metropolverlag

Moderation: Eva Geffers

Veranstaltungsort: Amerikahaus am Bahnhof Zoo, Hardenbergstr. 22, 10623 Berlin

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P: Hans-Dieter Robel, Redaktion: Eva Geffers, Lektorat und Layout: Margot Schmezer

ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378, FAX: 030-44046379

Mail: info@zeitzeugenboerse.de – www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN: DE83100205000003340701

Typowerk Design und Druck

BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22

16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW

☎ 033915109095, FAX: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org

Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales